Der nordische Trunk.

Von J. C. Poestion.

Das Essen und Trinken spielte bei den Alten Nordländern eine die natürliche Bedeutung dieser physiologischen Funktionen in maßloser Weise übertreibende Rolle. Sinn und Sorge drehte sich bei ihnen als Erzmaterialisten, die sie waren, vor allem darum, den lieben Leib zu pflegen und zu stärken, damit er nicht nur all' der Völlerei, sondern auch den Anforderungen, welche das tägliche Leben jener gewaltthätigen Zeit an die Körperkraft stellte, gewachsen war. Daß es unseren nordischen Vettern von damals auch an dem entsprechenden Appetit und Durst nicht gefehlt hat, wissen unsere Leser bereits aus früher an dieser Stelle erstatteten Berichten. Das Trinken war dabei von Alters her das Hauptvergnügen. Waren die letzten Schüsseln geleert, dann begann erst die richtige ungebundene Lustbarkeit — das Trinkgelage, welches schon in den ältesten Zeiten so sehr für den wichtigsten Theil eines Gastmahls angesehen wurde, daß man dieses oft schlechthin „Bier" oder „Trinken" nannte. Der ursprüngliche Zusammenhang der Schmausereien und Gelage mit den heidnischen Opferfesten, sowie die vielhundertjährige Uebung haben dabei im Norden wie in Deutschland mancherlei Zeremonien und Gebräuche an dieselben, besonders an das Trinken geknüpft, die bekanntlich noch heute im Trunkkomment der Studenten und theilweise auch der Handwerksburschen fortleben. Es dürfte nicht uninteressant sein, einige dieser Tisch- und Trinkgebräuche näher kennen zu lernen. Doch wollen wir nicht bis in die Zeit des Heidenthums zurückkehren, sondern wie früher unsern Blick auf das 16. Jahrhundert beschränken, welches ja in dieser Beziehung die typischesten Erscheinungen darbietet.

Besehen wir uns zuerst die Eß- und Trinkstube eines reicheren Hauses, in der die Gastmähler und Gelage abgehalten wurden. Wir finden da zunächst noch eine uralte Sitte bewahrt, welche darin bestand, daß nur längs der Wände Bänke angebracht waren, vor welche die Tische gestellt wurden. Die der Stube zugekehrte Seite der Tische blieb meist noch frei. In der ältesten Zeit war das nothwendig, weil damals das Feuer, an dem die Speisen bereitet wurden, in der Mitte der Stube, am Fußboden, brannte und nicht nur Wärme, sondern auch Licht zu spenden hatte. Im 16. Jahrhundert saßen die Geschlechter getrennt an besonderen Tischen. Dies war jedoch keine alte Sitte, denn früher saßen Männlein und Weiblein in Eintracht und Liebe, oft freilich auch in allzugroßer Vertraulichkeit nebeneinander an ein und demselben Tische. An der Stelle des Feuers stand jetzt in der Mitte des Saales der Schenktisch, der mit dem Reichthum des Hauses an silbernen Krügen, Bechern und Kannen einen strahlenden, festlichen Mittelpunkt bildete. Bei ärmeren Leuten stand hier statt des Schenktisches ein größeres Gefäß mit Bier. Die Wände des Saales oder der Stube waren mit weißen oder farbigen, oft kunstvoll gestickten Teppichen und Tüchern behängt. Dieser Zimmerschmuck stammte wieder aus der alten Zeit, in der selbst auf Island mit kostbaren Wandteppichen ein geradezu unglaublicher Luxus getrieben wurde. Im 16. Jahrhundert kam dazu auch noch ein merkwürdiger Prunkt an Tischdecken. War ein Tisch gedeckt, wie es sich gehörte, so durften nicht weniger als drei Lagen über einander vorhanden sein. Zu unterst eine dunkle Decke, die bis auf den Fußboden herabhing, über ihr ein kostbarer Teppich mit lebhaften Farben und endlich über diesem, aber ohne den mittleren ganz zu verhüllen, das Tischtuch, welches zwar nicht wohl anders als weiß sein konnte, aber doch wenigstens am Rande und in den Ecken bunte Seidenstickerei haben mußte.

Verfolgen wir nun ein richtiges Festmahl jener Zeit. Waren die Gäste versammelt, so wusch man sich zunächst nach uraltem Brauche die Hände. Hierauf betete einer der jungen Aufwärter das Tischgebet vor. Die Bedienung geschah nämlich durch Knaben oder Jünglinge; bei Edelleuten waren diese nahe und selbst sehr wohlhabende Verwandte, bei Bürgerlichen die eigenen Söhne und, wo solche nicht vorhanden, Studenten oder Schulknaben, welchen für diese Dienstleistung die Ueberbleibsel der Mahlzeit zufielen. Nunmehr begann das Schauspiel einer nordischen Polyphagie von der verblüffenden Art, die wir bereits früher kennen gelernt haben. Zum guten Tone gehörte es dabei, wenn Einem von einer Speise angeboten wurde, zuerst immer mit „Nein, danke!" abzuwehren. Höchst unpassend war es jedoch, etwas, wovon man wirklich nichts mehr genießen wollte, mit „Nein, danke!" abzulehnen. In diesem Falle mußte man dem aufwartenden Jungen eine verblümte ausweichende Antwort geben, z. B.: „Ich werde Dir's sagen, wenn Du einmal erwachsen bist" u. dgl. Man war bei Tische anfangs überhaupt voll freundschaftlicher Ueberschwenglichkeit. Fortwährend wurden zwischen den Nachbarn Händedrücke und nicht selten auch Umarmungen gewechselt, und verließ Einer auch nur für einen Augenblick die Stube, so kamen ihm bei seinem Wiedererscheinen Alle mit ausgestreckter Hand entgegen, um ihn willkommen zu heißen.

Gegen das Ende des Mahles hin wurden die Anstands- und Höflichkeitsregeln jedoch immer mehr außer Acht gelassen, bis schließlich die ganze derbe Ungeschlagenheit der damaligen Kraftmenschen zum oft grauenerregenden Durchbruch kam. Eine wenig feine, aber sehr beliebte Sitte war es schon, sich mit entfernter sitzenden Personen, besonders auf der Weiberbank, dadurch in Verbindung zu setzen, daß man denselben allerlei kleinere Gegenstände als Brodkugeln, Zwetschkenkerne, Hühnerknochen u. dgl. an den Kopf warf. Ueberdies blieb es selten bei dieser noch harmlosen Form des Scherzes, gewöhnlich entwickelte sich bald ein ganzes Bombardement von Tisch zu Tisch, und als Wurfgeschosse wurden dann ohne Wahl auch Teller, Becher, Gläser, ja selbst Steinkrüge — diese jedoch nur von Mann zu Mann — geschleudert. Da galt es eben dem Geschosse geschickt auszuweichen. Für die Weiber bestand dabei wieder die Anstandsregel, nicht aufzukreischen oder hinter dem Rücken der Nachbarin Schutz zu suchen, sowie den Angriff fein züchtiglich und mit weniger massiven Gegenständen, als: Hühnerschenkeln u. dgl., am besten aber mit Beschütten von Bier zu erwiedern. Der ganze Scherz war allerdings uralt und bekanntlich schon in der Valhall beliebt. Wie wenig gegen Schluß des Mahles selbst das weibliche Geschlecht die Urnatur verbergen konnte, zeigt die schon damals viel gerügte und endlich auch von der Obrigkeit bekämpfte Unart, daß die jüngeren Weiber, sobald der erste Streich auf einer Fidel erklang oder Jemand ein Tanzlied anstimmte, sofort auf den Tisch stiegen und über Schüsseln, Becher, Schaugerichte und die Köpfe der Nachbarinnen hinweg mit einem kühnen Satz in die Mitte des Zimmers sprangen, um sich in die Arme eines Tänzers zu werfen.

Das Hauptvergnügen bei den Gastmählern war jedoch, wie schon bemerkt, das Trinken mit seinen Gebräuchen und Scherzen. Alter Sitte gemäß pflegte man — wenigstens bei feierlichen Festen — den ersten Trunk zu Ehren Gottes und den zweiten auf die Gesundheit des Königs zu trinken, worauf man erst die übrigen Personen „hochleben" ließ. Schon in der alten Zeit, und bei den Bauern noch bis ins 18. Jahrhundert herab geschah dieses Gesundheitstrinken in der Weise, daß man die im großen Biergefäß schwimmende Schale füllte, sie erhob, und nachdem man die Widmung des Trunkes ausgesprochen, leerte. Man nannte dies Einem „eine Schale trinken". Dieser Ausdruck hat sich bei den Nordländern bekanntlich bis heutigen Tages erhalten. Ihr wohl den meisten Nordlandfahrern in Erinnerung gebliebenes „Skaal!" für unser „Prosit!" bedeutet nämlich nichts Anderes als „Schale", und sie sagen auch noch heute: „auf Jemand eine Schale trinken" oder „ausbringen" für unser: „auf Jemandes Gesundheit trinken" oder „auf Jemand einen Toast ausbringen". Bei den besseren Ständen und selbst noch beim Adel des 16. Jahrhunderts wurde eine ordentliche „Schale" so getrunken, daß die große Kanne, aus der sonst erst das Getränk in Becher und Gläser geschenkt wurde, von Nachbar zu Nachbar herumging; jeder trank daraus soviel er konnte und reichte sie hierauf mit einem Händedruck und dem Worte „Singot" (gleich Signe Gud, das heißt Gott segne es!) seinem Nebenmanne. Wenn es besonders feierlich herging, mußte man die „Schale" auf bloßen Knien oder doch wenigstens mit entblößtem Haupte trinken und die Kanne mit wohlgewählten Worten überreichen. Jemanden über den Tisch zutrinken war verpönt. Auf die alte Form des „Schaletrinkens" ist die noch jetzt in Schweden geltende Anstandsregel zurückzuführen, daß eine Dame nicht eher aus ihrem Glase trinken darf, bevor ihr nicht von einem zunächstsitzenden Herrn zugetrunken worden ist.

Waren „die Schalen" vorüber, so ging man gern über zum sogenannten „Maningtrinken", welches darin bestand, daß man einander, und zwar immer von Nachbar zu Nachbar, zutrank, entweder mit dem Stück eines Liedes, das der andere fortsetzen mußte, oder, nach vorheriger Abmachung, auch so, daß die Kanne nicht vom Munde genommen werden durfte, bevor sie ganz geleert war. Eine sehr beliebte Form dieses Trinkspieles war es, aus einer großen Kanne mit inwendig angebrachten Maßzeichen — gewöhnlich aus kleinen Knoten bestehend — zu trinken, wobei es galt, den Inhalt genau von dem einen Zeichen bis zum anderen zu vermindern.

Nahe verwandt mit diesen Kannen, aber viel größer, war das eigentliche gewaltige Trinkgefäß, das man „Willkommen" nannte und sich vom Norden aus unter dem gleichen Namen über das übrige Europa verbreitet hat. Seinen Namen erhielt das Gefäß von dem Brauch, neuangekommenen Gästen dasselbe zum Willkommen darzubieten, und man sah es für eine Ehre an, wenn der Gast soviel daraus trank, daß man's in der Kanne merkte. Andere alte Trinkgebräuche der Nordländer sind schon zu bekannt, als daß wir sie hier wieder aufzählen sollten.

Mit einem ganz merkwürdigen Vergnügen hat man damals jedes festliche Mahl geschlossen. Wir haben schon oben die Lust der Nordländer, einander mit allerlei Gegenständen zu bewerfen, kennen gelernt. Um derselben in unbeschränkter Weise fröhnen zu können, gab der Gastgeber sämmtliche Trinkgefäße der Vernichtung durch die Gäste preis. Es war dies ein so feststehender Brauch, daß der Hauswirth schon im Vornherein damit zu rechnen hatte. Sowie vom Tisch alles sonstige Geräth abgeräumt war, begann man, Krüge, Becher, und Gläser mit aller Kraft an die Wand zu schleudern. Man liebte dabei vor allem die Gefäße aus Glas, da diese, wenn sie anflogen und zerbrachen, den lautesten Klang gaben. In dieser Beziehung waren natürlich die Holzbecher am schlechtesten; die Steinkrüge zersprangen da schon mit einem ganz anderen Knall. Nichts ließ sich jedoch mit dem lauten Klirren und Klingen des Glases vergleichen, das überdies sogar mit einem doppelten Knall durch die Fensterscheiben schlug; denn zum Schlusse warf man Alles, was noch nicht zerschlagen war, durch die Scheiben zu den Fenstern hinaus. Waren die Gäste schon früher in die richtige gute Laune versetzt, so warteten sie oft gar nicht, bis der Tisch völlig abgeräumt war, sondern man begann das lustige Spiel schon mit den Schüsseln und Tellern, die auch nicht übel aufklatschten. Nicht selten artete diese seltsame Lust schließlich in eine förmliche Vernichtungswuth aus, vor welcher nichts mehr gefeit war. Dann wurden selbst die Tücher und Servietten zerrissen, sowie Tische und Bänke demolirt. Damit hatte dann freilich auch das Gastmahl sein natürliches Ende gefunden.

Affenschwanz.

Es tragen bekanntlich die Affen
Ein bischen 'nen länglichen Schwanz:
Zum Kuckuk! sie sind so erschaffen,
Drum find' ich in Ordnung dies ganz.
Und geht eine Aeffin spazieren, —
Natürlich, dann geht der Schwanz mit;
Sie weiß ihn mit Anmuth zu führen,
Zu schwänzeln bei jeglichem Schritt;
Sie läßt ihn mit Grazie schleifen
Lang über die Matten dahin, — —
Durch Staub ihn und Modder zu streifen,
Kommt freilich ihr nicht in den Sinn
Wohl würd' es kein Affe ihr wehren,
Sie könnte es haben, — jedoch, —
D'rum hält ihren Schwanz sie in Ehren
Und — hebt ihn, wo's dreckig ist, — hoch.

Wie anders die lieblichen Frauen!
Zwar schwänzeln auch sie gar zu gern,
Doch kann man all' Orten es schauen·
Von Affenart weit sind sie fern.
Hinauf und hinunter die Treppen,
Durch Staub und durch Pfützen mit Lust
Zieh'n sie ihre Affenschwanzschleppen,
Sich höherer Abkunft bewußt.
D'rum laßt mir, ihr Herren, das schimpfieren!
Es ist etwas anderes traun,
Ob Affen mit Schwänzen sich zieren,
Ob Schleppen tragen die Frau'n.

Unsere Kinder.

Minna: Ich war heute mit Mama beim Zahnarzt, sie hat sich einen Zahn ziehen lassen; dabei hat sie fürchterlich geschrien.

Ella: Merkwürdig, meine Mama nimmt sich täglich alle Zähne heraus und schreit gar nicht!

— Verfehlte Kürze. Ein junger Kaufmann, welcher sich in der Fremde befindet und in Geldnoth geräth, telegraphirt an seinen Vater: „Schicke heute noch Geld. Anton." Nach zwei Tagen erhält der ungeduldig Harrende folgendes Antwortstelegramm: „Bis jetzt noch nichts von Dir angekommen! Dein Vater."

— Die Gelegenheit beim Schopfe gepackt. Frau: „Dieser Anblick ist unaussprechlich schön; er macht mich stumm." — Mann: „Dann denke ich, wir wollen uns für immer hier niederlassen!"

— Sie kennt ihn besser. Er: „Ich schwöre Dir, daß zu einer Andern noch nie ein Wort der Liebe über meine Lippen gekommen ist." — Sie: „Da hast Du wohl durch die Nase gesprochen?"

Nur der Dumme hat das Glück!

Von Ed. Pollack.

Man sollte glauben, daß das Wahrsagen keine Kunst ist, da wir im Hause, in der Schule und im öffentlichen Leben dazu verhalten werden, die Wahrheit zu sagen. Die Macht der Gewohnheit und der angeborene Trieb des Menschen bringen zwar oft so Manchen auf Abwege, doch Richter und Behörden lehren uns das Bessere und bedrohen uns im Weigerungsfalle mit harten Strafen.

Nicht gering war daher mein Erstaunen, als ich gleich nach meiner Ankunft Wahrsagerinnen angekündigt sah, die ihre Kunst, in der Vergangenheit und Zukunft wahr zu sagen, um den minimalen Betrag von 25 Cents feilbieten, und dies als noch nie dagewesene bezeichneten. Daß gerade nur die Frauen — die zwar immer viel zu sagen haben — sich diesen Beruf hier erwählen, während wir Männer, als anerkannt stärkeres Geschlecht, doch dasselbe Recht und dieselbe Pflicht haben und man auch sehr leicht behaupten könnte, daß die so moderne Frauenemanzipation schon zu weit vorgeschritten sei,—brachte mich in die größte Verlegenheit. Ich dachte darüber nach und kam auf den natürlichen Einfall, mir zunächst auch einmal die Wahrheit sagen zu lassen.

Neben der berühmten, wahrsagenden, eben glücklich heimgekehrten Weltumseglerin fand ich die meisten größeren europäischen Staaten vertreten. Aus Berlin kam eine 1. Klasse Wahrsagerin hierher, die, als Mädchen für Alles, über Alles genaue Auskunft gibt. Eine königlich ungarische Zigeunerin, die sich logischerweise auch nur „Königin der geheimen Kunst" nennt, prüft die Geheimnisse aller Herzen ohne Geschlechtsunterscheidung und behauptet, damit stets Glück in ihrem Geschäfte zu haben. Eine englische Miß, die sich für unübertrefflich hält, wagt es sogar, eine Prämie von $1000 anzukündigen, wenn sie Jemanden zufällig — nicht die Wahrheit gesagt.

Eine Wienerin nennt sich die größte Wahrsagerin Europa's, thut Wunder in Sympathie, und ist zu jeder Tageszeit, auch Sonntags, zu sprechen, was hier eine große Seltenheit ist! Die russische und böhmische Wahrsagekunst bringt sogar Gatten und Liebhaber zurück und bewirkt schnelle, sichere Heirath.

Die französische verschafft Revanche und Satisfaction, ertheilt Auskunft von der Geburt bis zu — ihrem Tode!

Die meisten empfangen auch — Herren, sprechen von der Hand und zehnerlei Karten, einige sogar durch's — Ei!

Guter Rath war da theuer.

Schwarz gekleidet erschien ich zeitlich Morgens — es war kaum 8 Uhr — vor der angekündigten hinteren Thür ihrer königlichen Residenz. Ein bildhübsches, blauäugiges Zigeunermädchen, kaum 14 Jahre alt, öffnete mir nach dreimaligem Läuten und geleitete mich durch einen finsteren Gang in ein dunkles Vorzimmer, in welchem ich neben verschleierten, alten Damen junge, saubere Backfischchen und einige kranke, wahrscheinlich gehirnleidende Männer schon versammelt sah.

Göttin Fortuna, Pluto, Symbole des Glücks und Goldes und der jetzt in unserer nächsten Nähe befindliche Kriegsgott Mars, der Friedensstörer, prangten in herrlichen allegorischen Gemälden an den Wänden des Wartezimmers, das im Uebrigen an Comfort und unterhaltender Lectüre dem schönsten Wartesaal der berühmtesten, medizinischen Autoritäten nicht nachstand.

Ich saß in der Nähe der Thür des Berathungs- und Wahrsagesalons und belauschte so zum Zeitvertreib die vor mir stattfindenden Consultationen, mich zugleich mit Fragen und Antworten für die meinige vorbereitend.

Ungeduldige, spannungsvolle Blicke wurden gegenseitig gewechselt, stumm wie die Fische saßen sie da, in ihren Mienen prägte sich die Neugierde aus, zu wissen, was dem anderen fehle! Die Königin, eine flinke Arbeiterin, mußte so Manchem wahrgesagt haben, denn befriedigt schieden meine Vorgänger aus dem Hause. Ich blickte auch zeitweilig durch's Schlüsselloch in die camera obscura und horchte zugleich, wie eine von ihrem lieb- und treulosen Gatten verlassene Frau sich der Zigeunerin Hilfe erbat, um den Mann, der jetzt in Europa als Flüchtling weilt, wieder herzustellen, sich wahrsagen zu lassen, warum er eigentlich sie verlassen und ob sie ihn je wiedersehen werde.

Lange warf Madame R. die Karten hin und her, keine einzige Combination lautete günstig; die Einstellung der Passagierbeförderung aus Europa wegen der daselbst hausenden, schrecklichen und verheerenden Krankheit kam der Wahrsagerin dabei wahrscheinlich sehr zu Statten. Trübe Aussichten schienen beim Abschiede der armen unglücklichen Frau vorzuschweben, die sich den Verlust ihres Gatten noch mit ihren letzten Ersparnissen in Wahrheit besiegeln ließ.

Ich trat ihr beim Ausgange näher und gab ihr den letzten Rath, noch zu einem Anwalt zu gehen, der ihr vielleicht helfen und wahrsagen könne!

Nun kam endlich die Reihe an mich, der ich gleichfalls in einer sehr dunklen Affaire die Wahrheit wissen wollte und sogleich die neben mir auf einem rothen Sammtdivan in ihrer bunten Nationaltracht sitzende Königin der Kunst — nebenbei gesagt, eine hübsche Zigeunerin in den besten Jahren — aufmerksam machte, daß mich weniger die Zukunft als die Vergangenheit dieser Angelegenheit interessire, um auf diese noch einzig mögliche Art — die Königin strahlte bei diesem Complimente — die Wahrheit zu erfahren!

Ich erzählte ihr den ganzen Sachverhalt — ein schwieriger Fall —, der ungefähr 15 Minuten Zeit in Anspruch nahm. Ruhig und majestätisch lauschte die Wahrsagerin meinen Worten und besichtigte sodann meine beiden Handflächen, prüfte den Lauf der Adern und gab mir nach längerer, leider unverständlich gebliebenen Auseinandersetzung mit salomonischer Weisheit und Kürze die letzte Oelung in dem Satze: „Nur der Dumme hat das Glück!"

Ein verschlossenes Couvert, das ich, erst zu Hause angelangt, öffnen und dessen Inhalt nachlesen sollte, wurde mir als Recept gereicht, nach dem ich mich zu richten hätte. Die Königin erhob sich nunmehr von ihrem Throne, ein Zeichen, daß ich fertig war.

Ich ging, den obligaten Obolus von fünfundzwanzig Cents nur ungern zurücklassend, so dumm, wenn nicht dümmer als ich gekommen, wieder fort, nachdem ich im Weggehen noch der angekündigten Königin aller Wahrsagerinnen den Rath gegeben, eine Correctur ihrer Ankündigung vorzunehmen und sich lieber „nur mit der Zukunft" als „auch mit der Vergangenheit" zu befassen, da sie auf diesem Wege leichter wahrsagen und sich so oft selbst überzeugen werde, daß nur der Dumme das Glück hat! Warum es dem Klugen nicht zu Theil wird, sollte ich eigentlich eine zweite Wahrsagerin fragen; doch die Mühen und Kosten einer nochmaligen Consultation zu ersparen, will ich lieber abwarten, ob ich nicht auch Glück haben werde! —

Metamorphose.

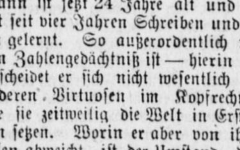
Wie der Herr Renkler Hubermeier aussah, als er seinen Sohn auf die Universität schickte; und wie Beide sich

verändert hatten, als der Sohn, nachdem er im Examen durchgefallen war, nach 16 Semestern zurückkehrte.

Rechenkünstler.

Fähigkeiten werden gewiß angeboren, und zum Rechenkünstler von der Art Frankl's oder Inaudi's kann man nicht durch bloße Erziehung werden. Uebrigens hat die Pariser Akademie der Wissenschaften zur Untersuchung des eben genannten Inaudi eine Commission eingesetzt, die heuer im Sommer ihren Bericht erstattete. Der Mann ist jetzt 24 Jahre alt und hat erst seit vier Jahren Schreiben und Lesen gelernt. So außerordentlich nun sein Zahlengedächtniß ist — hierin unterscheidet er sich nicht wesentlich von anderen Virtuosen im Kopfrechnen, wie sie zeitweilig die Welt in Erstaunen setzen. Worin er aber von ihnen Allen abweicht, ist der Umstand, daß, während die Letzteren sich die Zahlen vorstellten, also ein Gedächtniß für Zahlbilder hatten, Inaudi nur ein Gedächtniß für den Klang der Zahlen besitzt. Er selbst sagte darüber: „Ich höre die Zahlen (mir vorsagen) und behalte sie im Ohr. Während ich versuche, sie wiederzugeben, höre ich sie in mir mit dem Klange meiner eigenen Stimme und ich höre sie fortwährend fast den ganzen Tag hindurch. Ich sehe die Ziffern nicht, und es macht mir mehr Schwierigkeiten, mich an sie zu erinnern, wenn sie mir vorgeschrieben, als wenn sie mir vorgesprochen wurden." Mit diesem Gedächtnisse war Inaudi im Stande, nach einer Sitzung, in der ihm zahlreiche Aufgaben gestellt waren, ohne Fehler alle Zahlen in derselben Reihenfolge wieder herzusagen. Dabei betrug die Menge dieser Zahlen einmal vierhundert. Inaudi war bereits als zwölfjähriger Junge durch den berühmten Broca der Anthropologischen Gesellschaft vorgestellt worden.

Mißverstandene Anspielung.



„Werden Sie denn nie heirathen, Baron?"

„Wenn Sie eine Tochter hätten, gnädige Frau, ja."

— Itzig Veitteles hat in der Nacht von einer Nummer geträumt und spielt jetzt, dem Wink des Schicksals folgend, Lotterie. Das große Loos zu gewinnen, oder wenigstens mit einem Hauptgewinn herauszukommen, ist sein ganzes Trachten, seine ganze Hoffnung. Um dieses Glück zu verdienen, geht er zur Synagoge und schon auf dem Wege dorthin wendet er sich an den Gott seiner Väter: „Laß mich gewinnen das große Loos, sechshunderttausend Mark — ich will auch Gutes thun den Armen und neue Leuchter schenken für de Synagog! Ganz gewiß! Aber wenn De mir nich willst glauben, wenn ich Dir nich bin sicher — nu, so gieb mer wenigstens de Hälfte!"

Falsche Zähne.

Von M. Stern.

Jedes Kind, das lesen kann, stellt sich eine alte Tante vor, wie sie Oberländer so vortrefflich gezeichnet hat, wenn es etwas von falschen Zähnen liest! Das enfant terrible sagt sogar in Gesellschaft, Mama hat Zähne zum herausnehmen! Falsche Zähne sind eben heutzutage Mode und — ein überaus nothwendiges Uebel! Schon seit Bestehen des Menschengeschlechts sind die Zähne für ihre Besitzer eine reiche Quelle der Leiden und — der Eitelkeit gewesen. Wie lange mag es wohl sein, seit die Menschen darauf gekommen sind, für verloren gegangene Zähne einen Ersatz zu finden? Ich behaupte, daß wenn die Stammmutter des Menschengeschlechts eine Zahnlücke zu verbergen gehabt hätte, sie wohl einen dieselbe deckenden Ersatz geschaffen haben würde, auch wenn ihr dazu nichts anderes zu Gebote gestanden hätte, als ein kleiner Apfelschnitz.

Doch Scherz bei Seite! Nach den Ueberlieferungen des Herodot haben schon die alten Egypter verstanden, Ersatz zu schaffen für verloren gegangene Zähne, welche sie aus einer gewissen Art von Muscheln schnitten. Außer der Eitelkeit mag auch noch der Umstand in die Wagschale gefallen sein, daß es eine beliebte und viel geübte Strafe für Verbrecher war, denselben die Vorderzähne auszuziehen. Um nun nicht mit derartig Bestraften identificirt zu werden, mögen wohl solche, die, sei es auf natürliche Weise oder durch einen Unglücksfall ihre Vorderzähne verloren hatten, darauf gesonnen haben, einen künstlichen Ersatz zu schaffen.

Diese Muschelzähne waren natürlich sehr primitiv an Golddrähtchen aufgereiht und an die feststehenden Nachbarzähne befestigt und mögen beim Sprechen schon gewackelt haben wie Wäsche an der Leine!

Es wurden in den Mumiengräbern häufig derartige falsche Zähne gefunden und sind solche in verschiedenen Museen des Continents zur Schau gestellt. Auch die Griechen und Römer haben es verstanden, derartige falsche Zähne zu machen und deuten viele Stellen im Horaz und Martial darauf hin. Daß die alten Griechen besonders viel auf ein schönes Gebiß gehalten haben müssen, bekundet uns Homer, der sehr oft den „Zaun oder das Gehege der Zähne" ins Treffen führte. Welch' ein Wort entfloh dem Zaun deiner Zähne, singt dieser treffliche Dichter!

Die Zähne sind die Pallisaden, hinter welchen die scharfe Waffe, die Zunge, sicher geborgen ruht!

Damals waren die alten Weiber gefürchteter; wenn einmal Bresche gelegt war im Zaun ihrer Zähne, nichts vermochte da ihren Redefluß einzudämmen; heutzutage sind die alten Damen besser daran, denn sie können sich durch die schönste künstliche Pallisadenreihe ihre Zünglein schützen lassen.

Auch die Hebräer haben falsche Zähne getragen. Es war denselben verboten, am Sabbath solche zu tragen, um den heiligen Tag dadurch nicht zu entweihen! Da mögen die eitlen Damen wohl etwas schweren Herzens abgezahnt haben! Heute mag es wohl wenige mehr geben, welche aus Frömmigkeit sich ihren Mitschwestern in ihrer Lückenhaftigkeit zeigen möchten, und sei es auch im Gotteshause.

In Acapulco wurden bei dort vorgenommenen Ausgrabungen künstliche Zähne gefunden, meistens Thierzähne von kleinen Hunden rc. stammend, welche an Goldplättchen aufgereiht waren und vermittelst dieser unter der Oberlippe festgeklemmt getragen wurden. Diese Goldplättchen konnten sich die Inkas wohl leisten, denn die Schätze derselben gestatteten diesen Luxus.

Man sieht also, daß bei allen Culturvölkern das Bestreben sich zeigte, Lücken des menschlichen Gebisses bestmöglichst auf künstliche Art zu verdecken. Das Tragen künstlicher Zähne und Gebisse scheint um die Mitte des 15ten Jahrhunderts allgemein Mode geworden zu sein. Damals behalf man sich mit Zähnen, welche aus Muscheln, Perlmutter, allerlei Arten von Thierknochen geschnitten und geschnitzt waren. Elephanten und Flußpferde mußten der Eitelkeit der Menschen hohen Zoll zahlen; denn das Verfahren, aus Elephanten- und Flußpferdzähnen falsche Zähne und Gebisse zu machen, wird von dort an immer üblicher. Natürlicherweise erforderten derartige Kunstleistungen viel Zeit von Seiten der Verfertiger und große Geldopfer von Seiten der Consumenten.

Was Wunder, wenn die Menschen darauf bedacht waren, drohendem Verluste so lange als möglich vorzubeugen! Dadurch kam das „Binden" lose gewordener Zähne in Aufnahme. Die altersschwachen wackligen Zahnreihe wurden mit Seidenfäden oder feinen Metalldrähtchen an ihre noch feststehenden Nachbarn angebunden und versahen so noch lange ihren Dienst als Zungenwächter! Hohl und schwarz gewordene Zähne verklebte man mit sogenanntem Jungfernwachs. Diese Masse ist nichts weiter als gewöhnliches weißes Wachs, dessen Verwendung zu diesem Zwecke man noch heutzutage des öfteren beobachten kann. Auch ganze Zähne formte man auf diese Weise. Daß das ein sehr schlechtes Surrogat war, läßt sich denken, und mancher Wachszahn wird wohl schon die Speisen in den Magen begleitet haben.

Die Zähne und Gebisse aus Elfenbein und Walroß, welche auch ganz schön und ziemlich täuschend aussahen, wurden nach kurzer Zeit im Munde gelb und schwarz und fingen, da sie organischer Substanz sind, auch bald zu faulen an. Diese genügten also nicht. Was nun?

Man kam darauf, Menschenzähne zu verwenden. Dieselben mußten von solchen Menschen herrühren, die nicht jünger als 18 und nicht über 40 Jahre alt waren. Diese Zähne wurden solchen Menschen ausgezogen, die in in den Hospitälern starben und auf die Anatomien verbracht wurden! Zähne von Leichen, die schon einige Zeit in der Erde gelegen, sollten nicht verwendet werden, weil sie zu brüchig seien. Die tauglichen Zähne wurden ausgezogen, abgeschabt, gewaschen, durchlocht und in Sand, Kleie, Spreue gegen Feuchtigkeit und Luft geschützt zum Gebrauche aufbewahrt. Man konnte zu diesem Zwecke nur die oberen acht Vorderzähne benützen.

Noch im Anfange unseres Jahrhunderts war es üblich, Menschenzähne zu verwenden und ein Paragraph einer Medizinalordnung von 1829 sagt: Will ein Patient natürliche Menschenzähne haben, und sind solche nicht zu dem taxmäßigen Preis zu beschaffen, so muß er sich darüber zuvörderst schriftlich oder kontraktlich mit dem Zahnarzte vereinigen!

Noch heutzutage trifft man Leute, welche der Meinung sind, daß zum Zweck künstlichen Ersatzes Menschenzähne verwendet würden. Allen diesen sei hiermit gesagt, daß wir in der Zeit der Bacillen leben und in den jetzt verwendeten Prozellanzähnen bis dato noch keine entdeckt worden sind!

Die Nachtheile, welche derartiger Zahnersatz hatte, waren auch den damaligen Zahnärzten wohl bekannt und sannen dieselben darauf, Verbesserungen zu machen. Man fing an, Zähne aus Thon zu formen und durch Brennen zu härten. Es scheint, daß Duchateau zu St. Germain en Large der erste war, der anno 1774 darauf verfiel, eine Zahnreihe aus Porzellan zu verfertigen. Verfasser sah ein solches Porzellangebiß aus der Frankenthaler Zeit stammend und zweifelt deshalb, ob das Verdienst der Erfindung dem Franzosen zuzusprechen ist.

Die Porzellangebisse erwiesen sich sehr bald als untauglich, weil sie sich beim Brennen verzogen und deshalb nicht mehr paßten. Ein Pariser Zahnarzt kam darauf, einzelne Zähne aus porzellanähnlicher Masse zu verfertigen und erhielt von Ludwig XVI. ein Patent. Diese Art Porzellanzähne war anfänglich noch sehr plump und roh. Dieselben waren durchlocht, um Stifte aufzunehmen, mittelst derer man diese Stiftzähne in die noch vorhandenen Wurzeln einschraubte.

Nach und nach entwickelte sich die Fabrikation dieser Porzellanzähne immer mehr, und heute werden namentlich in Amerika und England dieselben millionenweise in der vollkommensten Weise verfertigt und wie Porzellanknöpfe auf Wachsplatten aufgereiht in den Handel gebracht. Die amerikanischen Zähne sind bis heute noch unübertroffen, was Güte, Naturähnlichkeit und Verarbeitungsfähigkeiten betrifft.

Alle möglichen Arten, Farben und Nüancirungen werden hergestellt, blendend weiße Perlenzähne, gelbliche, gelblichweiße, bläulichweiße, Raucherzähne rc. rc. Ja, man ist sogar auf die großartige Idee gekommen, in solchen künstlichen Zähnen Höhlungen anzubringen, welche, um die Täuschung vollständig zu machen, zur Aufnahme von Plomben bestimmt sind. Das sind Vorspiegelungen falscher Thatsachen, welche vor dem Forum der Kunst- und Schönheitsrichter einen Ehrenpreis verdienen. Die Anordnung und Befestigung dieser Porzellanzähne geschieht durch in dieselbe eingebrannte Stiftchen von Platina, an Gaumenplatten aus Gold, Platina, Aluminium und hauptsächlich aus vulkanisirtem Kautschuk. Auch werden heute noch einzelne Zähne an Stifte angelöthet und in die noch vorhandenen Wurzeln eingeschraubt.

Die Zeiten, in welchen zahnlückige Menschen nur auf Schleichwegen und Hintertreppen den Zahnarzt aufzusuchen pflegten, sind gottlob vorüber, was aus sanitären und ästhetischen Gründen nur zu begrüßen ist. Ein guter Zahnersatz hat schon manches Magenleiden verhütet und wenn es zuvor bestanden, behoben.

— Zur Nachfeier des Columbusfestes sei unseren Lesern die Darstellung, welche ein plattdeutscher Geschichtsphilosoph über die Entdeckung Amerikas gegeben hat, in Erinnerung gebracht: Et wör ens en Minske, de het was so klauk, dat hei kunn de Eier stahn laten, de het Klumbumbus. To den säd de Könnig von Spanien: „Klumbumbus, kannst Du nich Amerika entdecken? Hier hest Du en Schep, sett Di dal un föhr hen." — „Jau", säd Klumbumbus, „dat kümmt mi got to paß." Nu gung et los. Na dree Dage kam de Stüermann von't Schep to Klumbumbus und säd: „Klumbumbus, ick seh noch keen Land." — „Dat Ei steit auk noch nich," säd Klumbumbus, „kik man von frischen to." — Na viertein Dag kem he wedder: „Klumbumbus, ick seh noch keen Land." — Dat Ei steit auk noch nich, kik forts wier to." — So gung et noch en Stückener tain mol. Mit ens kem de Stüermann: „Klumbumbus, Klumbumbus, ick seh Land!" — „Hew ick dat nich immer seggt", säd Klumbumbus, „dat Ei steit auk". — Un se föhrden ant Land, da wören luter swarte Minsken. — „Gun Dag auk", säd Klumbumbus, „is dat hier Amerika?" — „Jau", säden de Swarten. — „Sünd ji denn Negers?" — „Jau, dat sün wi! Denn büst Du woll Klumbumbus?" „Stimmt", säd Klumbumbus. — „Dunnerslag.... denn helpt dat nich", säden de Swarten, „denn sünd wie entdeckt!"

— Noch schlimmer. „Sie glauben gar nicht, was die Toilette kostet, wenn man eine hübsche Frau hat!" — „Seien Sie froh, daß Sie keine häßliche Frau haben, denn die hängen noch mehr an sich hin, um den Defekt auszugleichen!"

— Rasch erworbener Reichthum gleicht einem allzustarken Weine, welcher mehr berauscht als erquickt!—"